

FERNANDO J. MÚÑEZ

Die Köchin von Castamar

FERNANDO J. MÚÑEZ

DIE KÖCHIN
VON
CASTAMAR

Claras Geheimnis

ROMAN

Aus dem Spanischen
von Anja Rüdiger

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
La Cocinera de Castamar bei Planeta, Barcelona.

Diese Übersetzung wurde gefördert
von Acción Cultural Española (AC/E).

AC/E
ACCIÓN CULTURAL
ESPAÑOLA



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2019 Fernando J. Múñez

The translation follows the edition of Editorial Planeta, Barcelona 2019

Published by arrangement with UnderCover Literary Agents
on behalf of IMC Literary Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

nach einer Idee von Planet Art & Design

Umschlagabbildung: © Cristina Reche;

© Iliana Simeonova / Trevillion Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10392-0

www.cbertelsmann.de

*Für meine Frau, den Hauch meines Atems, das wogende Meer,
das meine ganze Welt erfüllt.*

*Für meine Mutter, die Erste, die mich ermuntert hat,
dieses Buch zu schreiben.*

*Für meinen Vater, weil er der Mensch ist,
von dem ich jeden Tag lerne.*

Erster Teil

10. Oktober 1720 – 19. Oktober 1720

KAPITEL 1

10. Oktober 1720, am Morgen

Fs gibt keinen ewigen Schmerz«, sagte sie sich immer wieder, um die Hoffnung zu nähren, dass alles vergänglich war. »Und auch keine anhaltende Freude«, fügte sie hinzu. Möglicherweise hatte dieser Satz, weil sie ihn für sich zu oft wiederholt hatte, mit der Zeit an Bedeutung verloren und verdeutlichte nur die Bitterkeit, mit der das Leben sie in den letzten Jahren erfüllt hatte. Sie fühlte sich wie eine Marionette mit durchgeschnittenen Fäden, dazu verurteilt, sich jeden Tag neu zum Weitermachen zu ermuntern. Dennoch hatte sie dank des aus der Not geborenen Wagemuts und ihres unbeugsamen Charakters nie klein beigegeben, was sie abgehärtet und dazu befähigt hatte durchzuhalten. »Niemand wird je von mir behaupten können, dass ich feige war«, sagte sich Clara einmal mehr.

Vollständig unter einer Decke aus Stroh verborgen, konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Regentropfen, die an den Ballen herabließen. So vermied sie es, in das milchige Licht zu blicken, das zwischen den Halmen hindurchschimmerte. Als sie es dann doch tat, konnte sie plötzlich die bedrohliche Weite jenseits des Karrens erahnen, in dem sie zu dem herrschaftlichen Besitz von Castamar unterwegs war. Sie merkte, dass sie auf ihren Atem achten musste, denn der bloße Gedanke, sich

nicht innerhalb der vier Wände eines Hauses zu befinden, beschleunigte ihn derart, dass sie fürchtete, ohnmächtig zu werden, wie es ihr bei anderer Gelegenheit während einer solchen Panikattacke bereits passiert war. Wie sie diese Schwäche hasste! Sie fühlte sich dann jedes Mal so verletzlich, als ob im nächsten Augenblick alles Übel der Welt auf sie niederginge, was ihr sämtliche Kräfte raubte. Sie erinnerte sich, dass sie genau wegen dieser Angst zunächst gezögert hatte, als sie über Señora Moncada erfuhr, dass es in Castamar eine freie Stelle gab. Die dicke Leiterin des Personals und des Hospitals war zu ihr gekommen, um ihr mitzuteilen, dass Don Melquíades Elquiza, ein guter Freund von ihr und Majordomus in Castamar, eine Küchenhilfe für das herzogliche Anwesen suche.

»Das könnte eine gute Gelegenheit für dich sein, Clara«, hatte sie gesagt.

Und tatsächlich war dies eine Gelegenheit, die sie sehr reizte, aber gleichzeitig auch schreckte, da sie dafür das Hospital verlassen musste, in dem sie arbeitete und das auch ihr Zuhause war. Allein die Vorstellung, dass sie durch die Straßen Madrids und – wie früher mit ihrem Vater – über die Plaza Mayor gehen müsste, verursachte ihr Erstickungsanfälle und Schweißausbrüche und ließ sie sich vollkommen schwach und hilflos fühlen. Señora Moncada war zum Glück so nett gewesen und hatte an ihrer Stelle mit Señor Elquiza geredet, um ihre hervorragenden kulinarischen Fähigkeiten anzupreisen. Wie es schien, waren die beiden schon sehr lange befreundet. Sie hatten sich bei der Ausrichtung verschiedener ländlicher Mahlzeiten im Freien kennengelernt, als sie als Dienstmädchen im Haus des Herzogs von Benavente angestellt gewesen war, während er bereits beim Herzog von Castamar in Diensten stand. Señora Moncada war es zu verdanken, dass der Majordomus nun bereits wusste, dass die Liebe zum Kochen bei Clara in der Familie lag, denn ihre Mutter, mit der Clara diese Leidenschaft teilte, war die Erste

Köchin im Haus von Kardinal Giulio Alberoni gewesen, dem ehemaligen Minister von König Philipp V. Unglücklicherweise war der Prälat jedoch in Ungnade gefallen und in die Republik Genua zurückgekehrt, wohin er ihre Mutter mitgenommen hatte.

Clara, die sich bereits bis zur Ersten Beiköchin hochgearbeitet hatte, sah sich daraufhin gezwungen, aus dem Dienst des Kardinals auszuschneiden, denn dieser hatte nur seine Chefköchin auf die Reise mitgenommen. Damals hatte sie gedacht, dass sie sicher bald wieder ein herrschaftliches Haus finden würde, in dem sie arbeiten konnte, doch sobald die Küchenchefs erfuhren, dass Claras Referenzen von ihrer eigenen Mutter stammten, verloren sie ihr Interesse, zumal sie ihnen viel zu gebildet erschien, um ihr zu vertrauen. Daher hatte sie ihre Hoffnung, in einer Küche Arbeit zu finden, erst einmal zurückgestellt und sich ihren Lebensunterhalt mit der Pflege der Patienten des Hospital General de la Villa verdient, das auch als Krankenhaus Unserer Lieben Frau von der Verkündigung bekannt war.

Es tat ihr sehr leid, dass ihr Vater, der angesehene Arzt Armando Belmonte, sich so viel Mühe gegeben hatte, ihrer Schwester und ihr eine anspruchsvolle Erziehung mit auf den Weg zu geben, und trotzdem nichts Besseres aus ihr geworden war. Wobei man ihm keinen Vorwurf machen konnte, denn er hatte sich lediglich so verhalten, wie es dem gelehrten Mann anstand, der er bis zu seinem Tod am 14. Dezember 1710 gewesen war. »All die mühsame Erziehung für nichts und wieder nichts«, hatte er geklagt. Seit ihrer frühen Kindheit hatte ihre Lehrerin Francisca Barroso im Unterricht eiserne Disziplin verlangt. So hatten ihre Schwester und sie Kenntnisse jeglicher Art in den verschiedensten Bereichen erworben, wie im Nähen und Sticken, der Etikette sowie in Geografie und Geschichte, Latein, Griechisch, Mathematik, Rhetorik, Grammatik und modernen Sprachen wie Englisch und Französisch. Außerdem hatten sie Klavierstunden ge-

nommen und waren in Gesang und Tanz unterrichtet worden, was ihre Eltern nicht wenig gekostet hatte, ganz abgesehen von Claras persönlichem Bedürfnis nach ständiger Lektüre. Und doch hatte ihnen all ihre Bildung nach dem Tod ihres Vaters nichts genutzt, und sie waren zum gesellschaftlichen Abstieg verdammt gewesen. Die gemeinsame Leidenschaft von Mutter und Tochter für das Kochen dagegen, über die ihr armer Vater sich stets beklagt hatte, war zum Stützpfeiler geworden, der das Überleben der Familie sicherte.

»Meine liebe Cristina, wozu haben wir eigentlich eine Köchin angestellt?«, hatte ihr Vater seine Frau regelmäßig getadelt. »Ich weiß nicht, was unsere Freunde sagen würden, sollten sie erfahren, dass du und unsere ältere Tochter den ganzen Tag zwischen den Küchendünsten zubringt, obwohl es im Haus nicht an Personal mangelt.«

Damals, in den guten Zeiten, hatte Clara stets die Möglichkeit gehabt, alle möglichen Kochbücher zu lesen, einschließlich der Übersetzungen einiger auf Arabisch und Sephardisch verfasster Werke, von denen viele in Spanien verboten waren. So hatte sie gierig das *Buch der Schmorgerichte, Milchspeisen und Eintöpfe* des berühmten Kochs Robert de Nola verschlungen, genauso wie die *Vier Bücher der Kunst der Confiserie* von Miguel de Baeza und all die anderen Rezepte, die ihr oder ihrer Mutter in die Hände gefallen waren. Schon als kleines Kind hatte Clara Señora Cano, ihre Köchin, zum Großmarkt begleitet, wo sie gelernt hatte, die besten Kohlköpfe und Salate auszuwählen wie auch Kichererbsen, Linsen, Tomaten, Früchte und Reis. Wie hatte sie es geliebt, während des Einweichens die verdorbenen Linsen und Kichererbsen von den guten zu trennen, und welche Freude hatte es ihr bereitet, wenn sie die Brühe des Ragouts oder die bittere Schokolade probieren durfte, die ihr Vater dank seines Einflusses bei Hofe ergattern konnte! Erneut spürte sie das Glück, das sie empfunden hatte, wenn sie mit ihrer Mutter

Zitronenkuchen oder Torten buk oder Marmeladen und Konfitüren einkochte. Und nie würde sie vergessen, wie sie ihren Vater davon überzeugt hatten, einen mit Holz befeuerten Tonofen anzuschaffen, um damit die unterschiedlichsten Gerichte zu zaubern. Zuerst hatte er sich geweigert, doch letztlich hatte er unter dem Vorwand, die Bedürfnisse des Personals zu befriedigen, nachgegeben.

Nachdem Señor Melquíades von Señora Moncada ihre Referenzen erhalten hatte, hatte er eingewilligt, sie einzustellen. Castamar bedeutete für Clara, dass sie die erste Stufe auf ihrem Weg zum Ziel erreicht hatte: Endlich kehrte sie in eine richtige Küche zurück. Im Hause des Herzogs von Castamar zu arbeiten – der sich unter den Adligen an der Seite König Philipps V. besonders hervorgetan hatte – bedeutete außerdem, eine sichere Dienststelle zu bekleiden. Wie sie erfahren hatte, handelte es sich um ein außergewöhnliches Haus, das, obwohl die Anzahl der Granden – der Angehörigen des höchsten spanischen Adels –, die sich dort aufhielten, besonders hoch war, lediglich über ein Drittel der Diensthilfen verfügte, die man in einem herzoglichen Haushalt erwartete. Wie es schien, hatte Don Diego, der Hausherr, sich nach dem Tod seiner Frau beinahe vollkommen aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und sich in den letzten Jahren lediglich bei wenigen Gastmählern am Königshof sehen lassen.

Vor ihrem Aufbruch nach Castamar hatte Clara ihrer Schwester und ihrer Mutter geschrieben. Da König Philipp dankenswerterweise nun erlaubte, dass – neben der königlichen Familie, den Adligen und den Kaufleuten – jeder seiner Untertanen den Postweg nutzte, konnte sie die beiden über ihren Umzug in Kenntnis setzen. Außerdem versprach sie, dass sie sich später erneut bei ihnen melden werde, um ihnen eine feste Adresse mitzuteilen. Sie hatte ihre gesamten Ersparnisse dafür aufgebraucht, die Post zu frankieren. Auch wenn das so nicht üblich war, da

normalerweise der Empfänger die Post bezahlte, hatte sie diesen Weg vorgezogen, um den beiden diese Last zu ersparen.

Nachdem Clara die Nachrichten abgeschickt hatte, musste sie noch einen Tag warten, bis Señor Pedro Ochando, der im Hause Castamar als Postkutscher arbeitete und mit dem Einkauf für die herzoglichen Stallungen beauftragt war, am Abend seine Transportarbeiten erledigt hatte und am frühen Morgen die Strohballen auflud. Es war ein regnerischer Tag, was ihr Glück war. Denn der Herr war so freundlich, sie im Depot des Fuhrparks des Hospitals abzuholen, sodass sie ihre Angst davor, das Gebäude zu verlassen, nicht überspielen musste.

»Ich würde lieber hinten aufsteigen, wenn es Euch nichts ausmacht«, hatte sie sich geschickt entschuldigt. »Dann kann ich mich unter den Heuballen vor dem Regen schützen, da ich für das Wetter nicht die geeignete Kleidung trage.«

Für den Weg von Móstoles nach Boadilla brauchten sie im strömenden Regen drei Stunden. Hin und wieder spürte Clara, dass sie durch ein Schlagloch fuhren, und dachte erschreckt, dass die Strohecke verrutschen könnte und sie dann schutzlos dem Regen ausgesetzt wäre, was jedoch nicht geschah. Wenig später – von dem anhaltenden Gepolter taten ihr sämtliche Knochen weh – hielt die Lastkutsche an, und Señor Ochando, der kein Mann vieler Worte war, teilte mit, dass sie ihr Ziel erreicht hatten.

Sie verabschiedete sich und dankte ihm, um dann mit geschlossenen Augen von dem Gefährt hinunterzuklettern. Das kalte Regenwasser lief ihr über den bestickten Kragen in den Nacken und ließ sie erschauern. In der Hoffnung, dass die durch die polternden Räder verursachten Schmerzen bald nachlassen würden, band sich Clara die Binde vor die Augen. Dank des schmalen Spalts an der Unterseite, durch den sie wenigstens einen schmalen Streifen des Bodens zu ihren Füßen sehen konnte, und mithilfe eines Hirtenstabs, den sie wie einen

Blindenstock verwendete, ging sie in die Richtung eines von Mauern umgebenen Hofes, der sich vor dem palastartigen Gebäude erstreckte. Sie wandte den Blick nicht von ihren Füßen ab und betete, dass die Binde hielt und weiterhin die Umgebung von Castamar verdeckte. Mit rasendem Puls beschleunigte sie ihren Schritt und atmete zu schnell und tief ein, bis es in ihren Gliedmaßen zu kribbeln begann. Als sie unter dem schmalen gemauerten Bogen hindurchging, der in den Hof führte, hätte sie beinahe nicht gemerkt, dass ihr ein paar lachende Dienstmädchen entgegenkamen, die einige am Trockenplatz vergessene Kleidungsstücke einsammeln wollten.

Plötzlich fand sie sich inmitten der fröhlichen Schar wieder, und der schmale Spalt unter dem Tuch reichte zur Orientierung nicht mehr aus. Clara hob den Blick und machte im Hintergrund ein Tor unter einem hölzernen Vorbau aus. Beend nahm sie alle Kraft zusammen und lief darauf zu, wobei sie den Herrn anflehte, sie nicht stolpern oder in Ohnmacht fallen zu lassen. Als sie den Vorbau erreicht hatte, löste sie die Binde von ihren Augen, lehnte die Stirn an den Türrahmen, versuchte nicht, an den weiten Raum hinter sich zu denken, und rief verzweifelt um Hilfe.

»Was tust du denn da, Mädchen?«

Die barsche Stimme, die hinter ihr erklang, sorgte dafür, dass Clara vor Schreck fast das Herz stehen blieb. Sie wandte sich um und bemühte sich, Haltung zu bewahren. Als sie schließlich aufsaß, schaute sie in die strengen Augen einer Frau von etwas über fünfzig Jahren. Auch wenn Clara den Blick nach wenigen Sekunden wieder abwandte, reichte das, um die unbarmherzige Härte darin zu erkennen.

»Ich bin Clara Belmonte, die neue Küchenhilfe«, brachte sie erstickt hervor und hielt der Frau die von Señora Moncada und ihrer Mutter unterzeichneten Referenzen hin.

Die Angesprochene ließ sich einen Moment Zeit und musterte sie, um dann in aller Ruhe nach den Unterlagen zu greifen.

Für Clara zog sich dieser Moment unendlich lange hin, und als der Schwindel so heftig wurde, dass sie ohnmächtig zu werden drohte, stützte sie sich unauffällig an der Wand ab. Die Frau, der Claras Zustand nicht verborgen blieb, hob die Augenbrauen und musterte sie misstrauisch.

»Warum bist du so bleich? Du wirst doch nicht krank sein?«, fragte sie, bevor sie weiterlas.

Clara schüttelte den Kopf. Sie hatte weiche Knie und wusste, dass sie den Anschein der Normalität nicht mehr lange würde aufrechterhalten können. Da ihr jedoch klar war, dass sie diese Arbeitsstelle verlieren würde, wenn sie ihre Angst davor, offene Räume zu betreten, zeigte, biss sie die Zähne zusammen und versuchte, tief und ruhig zu atmen.

»Señor Melquíades hat mir gesagt, dass er eine Küchenhilfe mit einiger Erfahrung eingestellt hat. Bist du nicht ein bisschen jung für das, was hier zu tun ist?«

Mit einer Verbeugung, die bewies, wie gut sie die Etikette beherrschte, antwortete Clara, dass sie bei ihrer Mutter im Hause Seiner Hochwürdigsten Eminenz Kardinal Alberoni gelernt habe. Die Frau gab ihr gleichgültig ihre Referenzen zurück. Danach nahm sie mit geübter Geste den Schlüsselbund heraus, streckte die Hand aus und öffnete das Tor.

»Komm mit!«, befahl sie, und Clara trat erleichtert in den Gang.

Je länger sie den energischen Schritten der Frau folgte, desto ruhiger wurde sie. Dennoch erschien ihr der Durchgang zwischen den weißen Wänden sehr weit, und sie nutzte die Gelegenheit, dass sie hinter der Frau ging, um sich immer wieder unauffällig abzustützen. In herrischem Tonfall teilte ihre Begleiterin ihr mit, dass das Tor, durch das sie hereingekommen waren, immer geschlossen bleiben müsse und dass der Eingang, den sie zu benutzen habe, auf der anderen Seite des Hofes lag und offensichtlich direkt in die Küche führte. Dieser Befehl

erleichterte Clara ungemein, da sie nicht die Absicht hatte, sich außerhalb des Gebäudes aufzuhalten.

Sie begegneten drei Dienstboten, die sich laut unterhielten, mehreren Dienstmädchen, die sich, sobald sie die Frau sahen, die Kleidung richteten und folgsam weitergingen, zwei Burschen mit müden Augen, die offensichtlich gerade den Beruf des Kammerjungen erlernten, und einem gewissen Jacinto Suárez, dem für die Küche zuständigen Einkäufer, dessen Aufgabe es war, die täglichen Anschaffungen auf dem Großmarkt zu beaufsichtigen. In seiner Begleitung befand sich der Küchenmeister Luis Fernández, dem die Kontrolle der Vorratskammer oblag, in der sämtliche Fleischvorräte und das getrocknete Suppengemüse gelagert wurden, sowie die Aufsicht über das Magazin, wo das Wachs, die Kohle und das Brennholz aufbewahrt wurden. Die Frau grüßte die beiden Herren kühl und hochmütig mit Namen. Nachdem sie eine Weile durch die gewundenen Gänge gelaufen waren, tauchten zwei Laternenanzünder auf, die mit der Beleuchtung des Hauses und des Gartens betraut waren und die Frau mit ehrfürchtigem Kopfnicken grüßten, wobei sie mit dem Kinn fast ihre Brust berührten. Außerdem trafen sie auf eine dicke junge Frau, Galatea Borca, die Grübchen in den Wangen hatte und mehrere Soßenschüsseln trug. Ihre Chefin, Matilde Marrón, die ihr voranschritt und in Castamar für die Obstvorräte und die Aufbewahrung von Porzellan und Besteck verantwortlich war, machte ihr mit hektischen Gesten deutlich, dass sie die Essigflaschen gründlich reinigen solle. Sie alle unterbrachen, was sie gerade taten, und nahmen vor der Haushälterin Haltung an.

»Deine Probezeit wird so lange dauern, wie ich es für angemessen erachte, und wenn deine Arbeit und dein Einsatz nicht meine Zustimmung finden, kannst du sofort wieder nach Madrid zurückkehren. Dein Lohn beträgt täglich sechs Reales de Vellón, du hast das Recht auf drei Mahlzeiten pro Tag und

einen Ruhetag pro Woche, in der Regel den Sonntag. In jedem Fall kannst du jeden Tag zur Messe gehen. Du wirst in der Küche in einer kleinen Kammer hinter einer Schiebetür schlafen!«, fügte die Haushälterin hinzu, während sie zwei Wäscherinnen überholte, ohne ihnen auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Clara nickte. Wäre sie am Hofe des Königs und ein Mann gewesen, hätte ihr Lohn in etwa elf Reales de Vellón pro Tag betragen, doch Castamar war, obwohl eines der bedeutendsten Häuser Spaniens, nicht der Alcázar und sie nun einmal eine Frau. Doch auch so lag ihr Lohn über dem Durchschnitt, sodass sie sich glücklich schätzen konnte, denn es gab junge Frauen, die für weniger als zwei Reales täglich Treppen fegten. Sie konnte immerhin einiges sparen, falls es ihr in der Zukunft einmal schlechter gehen sollte.

»Ich dulde keine Faulheit, keine heimlichen Beziehungen unter dem Personal und natürlich keinen Männerbesuch«, fuhr die Haushälterin fort.

Sie folgten weiter dem Gang, dessen Decke mit kunstvollen Holzarbeiten geschmückt war, bis sie zu einer Doppeltür aus Kirschbaumholz kamen. Ein darüber angebrachtes Schild wies den dahinter liegenden Raum als den Ort der *Speisenzubereitung* aus, was den Besucher darüber informierte, dass er auf der Schwelle zur Küche stand. Plötzlich tauchte ein weiteres Dienstmädchen mit einem Silbertablett auf. Darauf befand sich ein Frühstück, das aus einer Geflügelbrühe, Milch und Schokolade in getrennten Kännchen, mit Zucker und Zimt bestäubtem und mit Butter bestrichenem geröstetem Brot, Frühstückseiern, süßen Brötchen und etwas Speck bestand. Clara fiel sofort auf, dass die Brühe zu stark gewürzt war, die Süßigkeiten zu viel Fett enthielten, die Eier zu fest und die Brötchen nicht lange genug im Ofen gewesen waren. Außerdem vermisste sie neben dem Mädchen den Fleischbegleiter, der üblicherweise von der Kam-

mer, in der das Brot und die Tischwäsche aufbewahrt wurden, das Gedeck, die Gläser, das Brot und die anderen Speisen begleitete, die von der Küche aus zur Herrschaft gebracht wurden. Lediglich der Speck schien angemessen zubereitet zu sein: korrekt in Scheiben geschnitten und im eigenen Fett gebraten. Was Clara allerdings besonders auffiel, war, wie sich das Ganze präsentierte. Trotz des eleganten Geschirrs mit den gemusterten Tassen und dem edlen Silberbesteck, einschließlich der selten benutzten vierzackigen Gabel, wurde deutlich, dass das Frühstück nicht in der für einen spanischen Herzog angemessenen Form angerichtet war. Der Abstand zwischen den Besteckteilen war nicht richtig eingehalten worden, aber das Schlimmste von allem war das Fehlen jeglichen Blumenschmucks, wie er bei einem Frühstück unerlässlich war. Außerdem hing das kleine weiße Tischtuch mit dem bestickten Rand nicht auf korrekte Art und Weise über den Rand des Tablets. Und das süße Gebäck, die Brühe, der Speck und die Eier waren nicht mit der eigentlich vorgesehenen Tellerglocke bedeckt, die sie warm gehalten hätte.

Ein Blick der Haushälterin reichte aus, dass das Dienstmädchen stehen blieb. Die Haushälterin trat näher, korrigierte die Anordnung des Kaffeelöffels und positionierte auch die silbernen Kännchen so, dass sie am richtigen Platz standen.

»Pass auf, dass es sich nicht wieder verschiebt, Elisa«, sagte sie drohend. »Weiter! Du kannst gehen.«

Clara erkannte, dass die Haushälterin die Etikette und das Protokoll durchaus schätzte, wenn ihr auch die höchst elegante, dem Hof von Versailles entsprechende Art der Präsentation und die kulinarischen Feinheiten der Hohen Küche, die König Philipp am spanischen Hof eingeführt hatte, nicht bekannt waren.

»Aber natürlich, Doña Úrsula«, entgegnete Elisa, verbeugte sich mit dem schweren Tablett in der Hand und wartete höflich darauf, dass sie die Küche betreten.

Als sie in den Raum kamen, unterbrachen alle dort Anwesenden ihre Arbeit. Es war offensichtlich, dass die Haushälterin auch über die Küche des Herzogs und alle Räumlichkeiten herrschte, die damit in Verbindung standen. Auf eine Handbewegung Doña Úrsulas hin widmete sich wieder jeder seiner Tätigkeit. Clara konnte beobachten, wie die beiden Küchenmädchen geschickt jeweils einen der Kapaune rupften, die an diesem Tag für die Mahlzeit vorgesehen waren. Leicht abwesend würzte ein weiteres Mädchen zwei Junghennen. Dabei wurde sie von einer dicken Frau überwacht, die im Hintergrund eine Sauce mit französischen Champignons zubereitete, welche zum Fleisch gereicht werden sollte.

Clara sagte sich, dass das Personal für ein derart angesehenes Adelshaus wie Castamar tatsächlich eher knapp bemessen war. Andererseits bewohnte der Herr des Hauses, wie sie von Señora Moncada erfahren hatte, das Gut nur mit seinem Bruder, weshalb, genau besehen, vier Leute in der Küche völlig ausreichten.

Clara beantwortete die höfliche Begrüßung mit einer ähnlich gearteten Verbeugung und fragte sich, wie es möglich war, dass eine Haushälterin so viel Einfluss für sich beanspruchen konnte. Normalerweise unterstand in einem adligen Hause lediglich das weibliche Personal der Haushälterin, von den Zofen und Kammerfrauen über die Kammermädchen, die Garderobenfrauen und Dienstmädchen bis zu den Wäscherinnen und Stärkerinnen. Diese Haushälterin jedoch schien sowohl die Männer als auch die Frauen unter Kontrolle zu haben. Sie übte also eher ein Amt aus, das dem des Zahlmeisters ähnlich war, der am königlichen Hofe nach dem Majordomus das höchste Amt unter dem Dienstpersonal innehatte und dessen Aufgabe es war, die Nebengebäude zu beaufsichtigen, die Preise und die Zahlungsanweisungen festzulegen und das Gut zu verwalten. Natürlich gehörten am Königshof dem Kreis der Herren, die unter der Leitung des Majordomus für die Verwaltung und die Führung der

Geschäfte zuständig waren, auch mehrere Adlige von höchstem Stande an, die dem Monarchen zu Diensten waren. In Castamar dagegen setzte sich dieser Kreis aus Herrschaften bescheidenerer Herkunft zusammen. Von diesen wiederum waren ihr bisher erst zwei Personen bekannt: Don Melquíades Elquiza – der Majordomus von Castamar – und jene mächtige Frau neben ihr, deren vollständiger Name, wie sie bald erfahren sollte, Úrsula Berenguer war. Dabei fragte sich Clara, wie Señor Elquiza und die Haushälterin wohl zueinander standen.

»In wenigen Tagen finden die jährlichen Feierlichkeiten zum Gedenken an unsere geliebte Doña Alba, die verstorbene Gattin des Herzogs, statt«, erklärte Doña Úrsula feierlich. »Für den Herzog ist dies eine äußerst wichtige Angelegenheit. Dieses Datum ist für den gesamten Madrider Adel und Ihre Königlichen Majestäten obligatorisch. Und wir müssen gut darauf vorbereitet sein.«

Clara nickte, und die Frau neben ihr wandte den Blick in den hinteren Teil der Räumlichkeiten.

»Señora Escrivá«, sagte sie barsch, »darf ich Euch Eure neue Küchenhilfe vorstellen, Señorita Clara Belmonte. Bitte führt sie in ihre Pflichten ein.«

Die dicke Köchin kam zu ihnen und musterte Clara mit ihren kleinen Wildschweinaugen, als wäre sie ein Stück Fleisch. Die Haushälterin verließ daraufhin den Raum und ließ eine angespannte Stille zurück. Während die anderen drei Frauen sie nicht aus den Augen ließen, nutzte Clara die Gelegenheit, die Küche in allen Einzelheiten zu betrachten. Ihre Mutter hatte immer gesagt, dass das Aussehen einer Küche ein genaues Bild des dazugehörigen Kochs vermittele. Nach dem Anblick des Frühstücks für die Herrschaften, das das Dienstmädchen auf dem Silbertablett an ihr vorbeigetragen hatte, wunderte Clara sich nicht, dass der Herd verrußt und der Ofen und die Abdeckung über dem Feuer noch nicht gereinigt waren, die Küchen-

geräte durcheinanderlagen, der Ablauf leicht verstopft und der Brunnen nachlässigerweise nicht geschlossen war. Die Kisten mit den Gewürzen, die gut verschlossen und beschriftet waren, standen fettbeschmiert auf den hinteren Regalen; nach welcher Klassifizierung oder Einteilung sie angeordnet waren, war für Clara nicht zu erkennen. Daneben entdeckte sie die Mehltruhen, die im unteren Teil ebenfalls Fettflecken aufwiesen. Die Wand aus doppeltem Glas, die zum nördlichen Hof hinausging, war so schmutzig, dass man nicht mehr hindurchschauen konnte. Die Arbeitsflächen waren mit Resten von Blut, Wein, Gewürzen und Eingeweiden vorheriger Essenzubereitungen verdreht, sodass ihre natürliche Holzfärbung nicht mehr zu erkennen war, was darauf hinwies, dass sie bei der täglichen Reinigung nicht mit der nötigen Gründlichkeit abgeschrubbt worden waren.

»Was habt Ihr mir denn da für ein schwächtiges Täubchen gebracht?«, sagte die Küchenchefin mit abschätzigem Blick.

Clara zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück. Als sie den Fuß auf den rutschigen Fliesenboden setzte, knackte etwas unter ihrer Sohle. Señora Escrivá lächelte, als sie sah, wie Clara den Fuß hob und unter dem Schuh eine zertretene Kakerlake entdeckte.

»Und schon hast du etwas Nützliches getan, eine weniger, um die wir uns kümmern müssen. Trotz aller Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, sie auszurotten. Die reinste Plage«, sagte die Frau, und alle Anwesenden lachten über den Kommentar ihrer Vorgesetzten. »Ich bin Asunción Escrivá, die Köchin hier in Castamar, und diese beiden sind María und Emilia, die Küchenmädchen. Die, die dort mit dem Geflügel zugange ist, ist Carmen von Castillo, meine Beiköchin. Und dieses zerzauste Ding ist Rosalía, sie ist hoffnungslos schwachsinnig. Der Herzog beschäftigt sie bloß aus Mitleid hier. Sie trägt alles, was wir brauchen, hin und her.«

Tatsächlich entdeckte Clara unter dem Tisch noch eine fünfte

Person. Rosalía starrte sie mit offenem Mund sabbernd an, während sie ihre Gesichtszüge zu einem grimassenartigen Lächeln verzog. Dann hob sie die Hand und zeigte Clara eine weitere Kakerlake.

»Ich mag sie, weil sie so schön knacken«, brachte das Mädchen mühsam hervor.

Clara lächelte gerade zurück, als Señora Escrivá zu ihr trat und sie nicht gerade zartfühlend am Arm fasste.

»Du kannst als Erstes gleich mal die Zwiebeln schälen«, keifte sie. »Los, Mädchen, du bist zum Arbeiten hier und nicht zum Gaffen!«

Claras Hoffnung, unter der Anweisung eines großen Kochs arbeiten zu dürfen, schwand auf der Stelle. Ein Blick auf die von Essensresten und Ruß geschwärzten Fingernägel Señora Escrivás genügte, um zu begreifen, dass sie von ihr nichts würde lernen können. Sogleich war ihr klar, dass der Herr des Hauses sich längst der Routine von lieblos und unreinlich zubereiteten Mahlzeiten gebeugt hatte. In einem Adelshaus, das etwas auf sich hielt, wäre eine solche Schlamperei undenkbar gewesen.

10. Oktober 1720, am Mittag

Die Männer liebten es, Befehle zu erteilen, doch Úrsula hatte sich nach schmerzhaften Erfahrungen geschworen, dass niemals wieder einer von ihnen ihren Willen brechen würde. Daher hatte die Ankunft der neuen Küchenhilfe ohne ihr Einverständnis oder auch nur eine vorherige Ankündigung ihrer Einstellung sie wütend gemacht. Hin und wieder erlaubte es sich Don Melquíades Elquiza, ihre Herrschaft über das Personal des Hauses herauszufordern, doch in diesem Reich gab es keine lautere Stimme als die ihre, was dem Majordomus sehr wohl bewusst war. In jedem Fall hatte er viel mehr zu verlieren als nur seine

Arbeit, wenn er sich gegen sie stellte. Das Beste für alle wäre es, wenn er schon vor einer Weile gegangen wäre und sein düsteres Geheimnis mitgenommen hätte. Denn dann befände sich ganz Castamar jetzt unter ihrer strengen Aufsicht, und alles würde wie am Schnürchen funktionieren.

In derartige Gedanken versunken, eilte Úrsula den Gang entlang, vorbei an der Treppe, die zu den oberen Stockwerken führte, bis sie an die Tür zum Dienstzimmer des Majordomus kam. Sie klopfte zweimal leise an, um die in ihr kochende Wut nicht gleich zu verraten. Woraufhin von der anderen Seite her die tiefe Stimme Señor Elquizas erklang, die ihr erlaubte hereinzukommen. Úrsula trat ein und schloss die Tür hinter sich. Wie das Protokoll es verlangte, neigte sie leicht den Kopf und grüßte ihn mit seinem Namen. Don Melquíades schrieb gerade etwas in eines seiner scharlachroten Hefte, was niemals jemand lesen würde. Er überfrachtete seine Tagebücher mit einem Detailreichtum, der seiner Hingabe in der Erfüllung seiner Aufgaben als Majordomus gerecht werden sollte. Einer Hingabe, die Úrsulas Meinung nach mit den Jahren immer weiter nachgelassen und ihn zu einem allzu routiniert handelnden Dienstboten gemacht hatte, dem der Ehrgeiz fehlte, sich zu verbessern. Úrsula wartete darauf, dass der Schreibende den Kopf hob. Dabei stellte sich zwischen ihnen wie üblich eine düstere Stille ein, die sie jedes Mal heftig irritierte. Don Melquíades sah nur kurz hoch und ergriff dann das Wort, ohne mit dem Schreiben aufzuhören.

»Ach, Ihr seid es«, sagte er lakonisch.

Sie ignorierte seine Herablassung und wartete wie ein lauernes Tier in der Dunkelheit auf den richtigen Moment, um ihn wegen seines gescheiterten Versuchs, ihr seine Autorität aufzuzwingen, zu demütigen.

»Ich bin gekommen, um Euch mitzuteilen, dass die neue Küchenhilfe eingetroffen ist«, sagte sie betont korrekt. »Ich gehe davon aus, dass sie überaus qualifiziert und ...«

»Das ist sie, Ihr müsst nur einen Blick in ihre Referenzen werfen, Doña Úrsula«, unterbrach Don Melquíades sie barsch.

Sie schwieg erneut, während er eine seiner haarigen Augenbrauen hob und sie aus dem Augenwinkel taxierte. Úrsula wartete ab. Sie wusste, dass dieses Spiel mit ihrem Sieg enden würde.

»Für das Mahl am Abend des Jahrestages Ihrer Exzellenz wäre es wohl angemessen, einen der Säle im Ostflügel herzurichten«, sagte sie, das Thema wechselnd.

Er antwortete nicht, sondern fuhr mit dem Schreiben fort. Úrsula sagte sich, dass ihr Schweigen ihn wohl in Sicherheit wiegte, als ob sie tatsächlich bloß auf seine Einwilligung wartete, um das von ihr Angesprochene zu veranlassen.

»Tut, was Ihr für angeraten haltet, Doña Úrsula«, entgegnete Don Melquíades schließlich.

Sie ließ noch ein paar Sekunden verstreichen, bevor sie zum endgültigen Schlag ausholte. Dabei trat sie dicht an den Schreibtisch heran und musterte ihn wie ein Insekt.

»Don Melquíades, könntet Ihr mir den Gefallen tun und für einen Moment mit dem Schreiben aufhören, um mir die mir gebührende Aufmerksamkeit zu schenken?«, fragte sie mit gespielter Höflichkeit.

»Verzeiht, Doña Úrsula«, antwortete er auf der Stelle und tat leicht zerstreut.

Mit unterdrücktem Lächeln näherte sich Úrsula ihrem Opfer noch ein wenig mehr, damit Don Melquíades sich möglichst klein und unbedeutend fühlte. Gleich darauf äußerte sie in sanftem Ton genau die verletzenden Worte, von denen sie wusste, dass sie ihn in seinem männlichen Stolz und der seiner Stellung geschuldeten Ehre am heftigsten treffen würden.

»Don Melquíades, Ihr seid der Majordomus von Castamar, ich bitte Euch, Euch dementsprechend zu verhalten ...«

Der Mann errötete und stand, von Jähzorn erfasst, auf.

»... vor allem in meiner Gegenwart«, schloss Doña Úrsula.

Don Melquíades zitterte wie gerade auf den Teller gegebene Gelatine, während sie genau so lange damit wartete fortzufahren, bis er gerade etwas erwidern wollte.

»Oder ich sehe mich gezwungen, mit Seiner Exzellenz über Euer kleines Geheimnis zu reden«, schnitt sie ihm das Wort ab.

Don Melquíades, der genau wusste, dass er angesichts dieser Drohung nur kapitulieren konnte, gab sich geschlagen, wenn er sich auch bemühte, einen Rest Würde zu bewahren, indem er sein Gegenüber mit einem beleidigten Blick strafte.

Doña Úrsulas Mundwinkel zuckten. Im Laufe der Jahre hatte sie sich daran gewöhnt, als Siegerin aus derartigen Begegnungen hervorzugehen, und musste ihn hin und wieder daran erinnern. Damit siegte sie gleichzeitig über die Vorherrschaft des männlichen Geschlechts und über die Gesellschaft, deren Unterdrückung sie zu früheren Zeiten so verletzt hatte. Allerdings kam es immer seltener zu dieser Form der Machtdemonstration – in dem Maße, wie Don Melquíades sich damit abfand, dass die wichtigen Entscheidungen in Castamar nicht in seinem Dienstzimmer getroffen wurden und man ihn anschließend lediglich darüber informierte. Úrsula wandte sich um, um zu gehen. An der Tür angekommen, sagte sie sich jedoch, dass dieser herausfordernde Blick mit einer deutlicheren Kapitulation gestraft werden musste.

»Und ärgert Euch nicht allzu sehr«, fügte sie daher noch hinzu. »Wir beide wissen, wer in diesem Haus das Sagen hat. Wir sind nun mal wie ein unglücklich verheiratetes Ehepaar: Immer schön den Schein wahren.«

Don Melquíades strich sich über den Schnurrbart. Sein Gesicht spiegelte die Traurigkeit seiner geprägten Seele wider. Úrsula schickte sich an, den Raum endgültig zu verlassen, nahm aus dem Augenwinkel jedoch sehr wohl wahr, wie der Major-domus von Castamar geschlagen auf seinen Stuhl sank.

KAPITEL 2

11. Oktober 1720, am Morgen

Clara verließ ihr Bett, lange bevor es Zeit zum Aufstehen war, und reinigte vier Stunden lang Töpfe, Pfannen und Schabmesser. Sie schrubbte die Arbeitsplatte und scheuerte die rußgeschwärzten Wände und den Fußboden, bis die Fliesen dank der Waschlauge wieder ihre ursprüngliche Farbe zeigten. Die Kakerlaken flohen scharenweise in den Hof. Dann ordnete sie die bereits gereinigten Gewürzkisten alphabetisch und nach Sorten und stellte die Mehltruhen, den Honigtopf und die Tonkrüge an den richtigen Platz. Zuletzt schöpfte sie ganze vier Eimer Wasser aus dem Küchenbrunnen und reinigte Lappen und Kübel, bevor irgendjemand auftauchte. Sie wusste, dass all dies negative Folgen für sie haben konnte, doch an einem derart verschmutzten Ort konnte sie nicht arbeiten.

Anders als Clara gedacht hatte, war die erste Person, die die Küche betrat, Doña Úrsula. Bei ihrem Anblick verbeugte Clara sich und senkte den Kopf. Aus dem Augenwinkel nahm sie jedoch in Doña Úrsulas Gesicht einen leisen Ausdruck der Überraschung wahr, als diese den sauberen Geruch der Waschlauge einatmete. Die Haushälterin ging durch den Raum und bewunderte die Arbeit, die Clara die halbe Nacht gekostet hatte, um dann ihren forschenden Blick auf die neue Küchenhilfe zu

heften, da sie herausfinden wollte, was wohl der Grund für diese ausgiebige Reinigungsaktion gewesen sein mochte. Sie strich leicht über die Kocher, Messergriffe, Töpfe und Pfannen. Danach richtete sie den Blick auf das Regal mit den Gewürzen und begutachtete es wortlos – um zuletzt sie mit der ihr eigenen Autorität anzusehen und leicht zu lächeln.

In diesem Moment wurde die Tür geöffnet, und die dicke Señora Escrivá blieb wie angewurzelt stehen. Clara begrüßte sie höflich, erhielt jedoch keine Antwort. Man sah der Frau an, dass sie die Küche, die sie am Vortag verlassen hatte, nicht wieder erkannte. Als ihr Blick sich mit dem von Doña Úrsula kreuzte, zeichnete sich leise Panik in ihrem Gesicht ab.

»Señora Escrivá, wie ich sehe, habt Ihr Euer Wort gehalten und die Küche gereinigt und aufgeräumt, wie es sich gehört«, sagte die Haushälterin, während sie sich zum Gehen wandte, »so sollte es immer sein.«

Doña Úrsulas Stimme verlor sich im Gang. Die Chefköchin sah sich mit erstarrtem Gesichtsausdruck um und versuchte, die ihr bekannten Gerüche, Pfannen und Töpfe sowie den rußgeschwärzten Herd wiederzufinden. Sie betrachtete das Bild, das sich ihr bot, als ob ein böser Schwur das Aussehen ihrer Küche verhext hätte. Schließlich blickte sie mit ihren kleinen Wildschweinaugen empört ihre neue Küchenhilfe an. In zwei Schritten war sie bei ihr und ohrfeigte sie. Clara spürte, dass eine ihrer Lippen aufplatzte und zu bluten begann. Sie biss die Zähne zusammen und zwang sich, die Ohrfeige nicht zu erwidern. Mit wütendem Blick streckte sie die Hand nach dem Nudelholz aus. Die Köchin näherte sich ihr nicht erneut, schimpfte jedoch mit erhobenem Finger:

»Wegen dir sollen wir jetzt mehr arbeiten, und ich bin nicht bereit, das zuzulassen. Daher zählt die Reinigung der Küche ab jetzt zu deinen täglichen Aufgaben!«, kreischte sie. »Wenn es hier auch nur einmal nicht so aussieht wie heute, kannst du was erleben!«

Als die Chefköchin sie endlich in Ruhe ließ, konzentrierte Clara sich wortlos darauf, den Lamnbraten zu bardieren. Dabei nahm sie aus dem Augenwinkel wahr, dass jemand hinter der leicht geöffneten Tür stand. Wie ein Dramaturg überwachte Doña Úrsula von dort aus, was sich in der Küche abspielte. Wenig später zog sie sich zurück. Clara blickte nach draußen, wo dicke Wolken ein Unwetter ankündigten. Sie fürchtete, dass sie, wenn sie so weitermachte, Castamar schon bald wieder würde verlassen müssen. Nachdem das Lamm komplett mit Speck umwickelt war, wusch sie sich die Hände über der Spüle und begann dann, für das Frühstück des Hausherrn kleine Gebäckstücke mit einer Reduktion aus Honig und Mandeln zu überziehen.

Dabei verlor sie sich in angenehmen Erinnerungen an die Zeit, als ihr Leben noch ruhig und problemlos verlaufen war und ihr Vater sie mit allem Nötigen versorgt hatte. Jedes Mal, wenn vor ihren Augen das runde Gesicht ihres Vaters mit dem perfekt gezeichneten Schnurrbart erstand und sie ihn vor sich sah, wie er mit seinen ein wenig krummen Beinen leichten Schritts einherging, hatte sie das Gefühl, dass die Zeit stehen geblieben war. Ironischerweise waren die Tage, als der blutige Krieg um den spanischen Thron und die Vorherrschaft in Europa ausgebrochen war und Männer aller Nationen im Namen von König Philipp V. oder Erzherzog Karl gnadenlos getötet hatten, die glücklichsten ihres bisherigen Lebens gewesen. Ihr Vater war ein kultivierter, in jungen Jahren reiselustiger Buchliebhaber gewesen und hatte sich lediglich gewünscht, dass die Barbarei des Krieges so schnell wie möglich wieder zu Ende sein würde. Als Arzt hatte er einerseits dem Hippokratischen Eid und dabei vor allem dem Prinzip »Erstens nicht schaden« oder *primum non nocere* eine große Bedeutung zugemessen, was ihm die unabweisbare Pflicht auferlegte, menschliches Leben zu retten. Andererseits widersprach für ihn als gebildeten Menschen

der Krieg jeder Vernunft und war vor allem mit der Vorstellung eines über allem thronenden Gottes nicht vereinbar.

Allerdings war es nicht seine Meinung über den Krieg, die ihn zu einem der angesehensten Ärzte Madrids gemacht hatte, sondern seine unablässige Weiterbildung und die Liebe zu seinem Beruf. Dies hatte ihn den hohen Adelskreisen so nahe gebracht, dass er zum Beispiel mit König Philipp von Frankreich nach Spanien gekommen war. Ihr armer Vater hatte immer gehofft, dass seine Töchter eines Tages in den niedrigen Adel einheiraten würden oder, wenn das nicht möglich war, zumindest in ein angesehenes Haus. Das war sein höchstes Ansinnen für sie gewesen, wobei er die Aufsicht jedoch stets seiner geliebten Cristina überlassen hatte, seiner Ehefrau und der Mutter der Mädchen. Clara hatte sich seinem Wunsch nicht angeschlossen, ihre Schwester Elvira dagegen, die ein wenig naiver als sie war und das Leben mit einem unbedarfteren Blick betrachtete, hatte sich von diesem Streben anstecken lassen, und es war ihr größter Traum gewesen, in die Gesellschaft eingeführt zu werden und eine gute Partie zu machen. Einen Ehemann zu finden, der reich war und gut aussah und der sie mindestens so sehr liebte, wie ihre Eltern sich liebten. Doch der Krieg hatte alle ihre Erwartungen zunichtegemacht, da sämtliche möglichen Anwärter eingezogen worden waren. Und jedes Mal, wenn Elvira darüber nachgedacht hatte, war sie mit glasigem Blick und ihrem zerbrechlichen, an eine Porzellanballerina erinnernden Körper wie eine arme Seele durchs Haus geirrt.

»Wenn das so weitergeht, wird es nach dem Krieg keine heiratsfähigen jungen Männer mehr geben«, hatte die Arme geklagt. Zehn Jahre war das jetzt her.

Clara war, was das anging, aus anderem Holz geschnitzt. Sie zog es vor, ihre Zeit zwischen Büchern und am Herd zu verbringen, anstatt nach einem Ehemann zu suchen. Wenn sie sich im Leben etwas wünschte, dann nicht, irgendeinen Ehemann zu

finden, sondern den richtigen. Damals hatte sie gedacht, dass der Sieg König Philipps dafür sorgen würde, dass es jede Menge junge Adlige gab, die der Seite der österreichischen Gegner angehörten und daher in Ungnade gefallen waren. Und die dann gern in die angesehene Familie Belmonte einheiraten würden, um ihren Namen gegenüber dem König reinzuwaschen. Auf der anderen Seite war es ihrem Vater, neben der Suche nach einem würdigen Ehemann für seine Töchter, aber auch ein großes Anliegen gewesen, ihnen eine angemessene Erziehung zukommen zu lassen.

»Ich denke, ich kann guten Gewissens sagen, dass ich diese Pflicht durchaus erfüllt habe«, hatte er eines Tages gesagt, als sie sich gemeinsam ein wenig frisch aus dem Ofen kommendes Gebäck schmecken ließen. »Ihr wisst ja, dass ich mir immer einen Sohn gewünscht habe, der eines Tages als Mediziner in meine Fußstapfen treten würde. Doch der Herr hat mich mit euch beiden gesegnet. Und wenn ihr auch niemals Ärzte werden könnt, meine Lieben, verbietet euch die Tatsache, dem weiblichen Geschlecht anzugehören, nicht, euren Verstand zu gebrauchen, wie es die Männer tun.«

Ihr Vater als Mann der Wissenschaft, der sein Leben auf der Basis von Experimenten und der Macht des Verstandes aufgebaut hatte, hatte erklärt, dass es trotz vieler spekulativer Theorien aus wissenschaftlicher Sicht keinen schlüssigen Beweis dafür gebe, dass der weibliche Verstand nicht zum Studium und zum Lernen fähig war. Tatsächlich war er davon überzeugt gewesen, dass eine angemessene Erziehung sie zu besseren Müttern und Ehefrauen machen würde, anstatt sie, wie einige Männer behaupteten, wahnsinnig werden zu lassen. Natürlich hieß das nicht, dass sie für andere Aufgaben, die in jeder Hinsicht in den männlichen Tätigkeitsbereich fielen – wie die Finanzen, der Wehrdienst oder Staatsgeschäfte –, befähigt wären. In diesen Dingen, vor allem was die Politik betraf, kam die Literatur

stets zu dem Schluss, dass das weibliche Geschlecht aufgrund seiner Sensibilität zu gewissen vom Verstand geleiteten Überlegungen nicht imstande war und in konkreten Problemfällen keine Lösungen finden konnte. Ganz zu schweigen von rein körperlichen Tätigkeiten, bei denen eine Frau aufgrund der anatomischen Unterschiede mit der Geschicklichkeit und Handfertigkeit eines Mannes nicht mithalten konnte.

»Das heißt, Vater, dass Ihr Euch der Meinung Poullain de Larres nicht anschließen könnt?«, hatte Clara verschmitzt gefragt, wobei sie darauf anspielte, dass dieser Franzose in seinen Schriften die Gleichheit der Geschlechter im weiten Sinne verteidigte.

»De La Barre ist ein konvertierter Calvinist, und das macht ihn in meinen Augen eines vernebelten Verstandes verdächtig«, hatte ihr Vater daraufhin, ein Lächeln unterdrückend, brummend erwidert.

Worauf Clara, diesmal ernster, mit ein paar Argumenten anderer Autoren, die ebenfalls die Gleichheit des Intellekts von Mann und Frau verteidigten, reagiert hatte.

»So kommt zum Beispiel eine Engländerin namens Mary Astell zu dem Schluss, dass wir Frauen auf die gleiche Art wie die Männer unterrichtet werden sollten, damit wir die gleichen Dinge wie die Männer tun können«, erinnerte Clara sich vorgebracht zu haben.

»Die gleichen Dinge? Die armen Frauen! Das ist eine Theorie, die nicht wirklich dem gesunden Menschenverstand entspricht, genauer gesagt, gar nicht«, hatte ihr Vater darauf ungläubig in sehr akademischem Tonfall entgegnet.

Trotzdem hatte er zuletzt, nachdem er die Frage unter allen möglichen Gesichtspunkten, einschließlich rein religiöser Parameter, betrachtet hatte, zugegeben, dass, was das Studium und das Verständnis anging, die Unterschiede zwischen Mann und Frau zweifellos minimal waren.

»Dass der Herr Adam nach seinem Abbild erschaffen hat und Eva aus dessen Rippe entstanden ist, bedeutet in keinem Fall, dass die Frau weniger zum Studium und Verständnis befähigt ist als der Mann«, hatte er hinzugefügt.

Außerdem hatte er in den Gesprächskreisen, die bei ihnen zu Hause stattfanden, gegenüber seinen gleichaltrigen Gesprächspartnern behauptet, dass seine eigenen Töchter ein Beweis dieser Theorie seien, vor allem Clara, die die Lektüre von Büchern jeder Art genoss. Dank ihres Vaters und weil ihre Mutter, die für eine Frau äußerst belesen war, dies ebenfalls gewünscht hatte, hatten Elvira und sie in dieser Hinsicht also jedmögliche Aufmerksamkeit erhalten.

Einige Tage vor seinem unerwarteten Tod hatte Claras Vater ihr zärtlich anvertraut, dass er einen männlichen Nachkommen nicht vermisst hatte; dass Gott ihn mit einem guten Leben gesegnet habe, da er in Elvira eine Fortführung seiner selbst und in ihr, Clara, eine Weiterführung seiner Gattin sah. Und das entsprach zweifellos der Wahrheit. Denn ihre Schwester hatte das ruhige und unkompliziertere Wesen ihres Vaters geerbt, während Clara den resoluten, entschiedenen Charakter ihrer Mutter in sich wiederfand. Nun, da sie und ihre Schwester ein so unterschiedliches Dasein führten, schien ihr noch deutlicher, wie sehr ihre Lebensweise durch den jeweiligen Charakter bestimmt war.

Clara zerkleinerte die Mandeln für das Gebäck und fragte sich, wie es Elvira wohl in Wien erging, in diesem kalten, fernen Land, in dem sie nun lebte. Welche Sehnsucht diese Erinnerungen in ihr auslösten! Und doch tat es so gut, darin zu schwelgen. Lächelnd dachte sie an die innige Zeit zurück, bevor José von Grimaldo, der Minister für Finanzen, Krieg und Seefahrt, ihren Vater zu König Philipps Krieg eingezogen hatte. Sie gab sich ganz der Erinnerung hin, und auf einmal schien alles wieder in Ordnung zu sein. Als wären seit jenem 2. Dezember 1710, an dem ganz Madrid auf den Einzug König Philipps wartete, sie

beide jedoch vor allem auf ihren Vater, keine zehn Jahre vergangen.

An jenem Tag hatten sie und ihre Mutter ihn am gedeckten Tisch empfangen, mit einem Ragout, das über Stunden köchelnd auf dem Herd gestanden hatte, mit Spitzbein und Schweineschwanz, Rinderhaxe, Schenkel und Brust vom Kapaun, Chorizo, Blutwurst, Markknochen aus Jabugo, zarten Kichererbsen, Kohl, weißen Rüben, Möhren, einer guten Farce aus Brotkrumen, Knoblauch, Schinkenknochen, einem Bund Petersilie und zuletzt, um dem Ganzen den entscheidenden Pfiff zu geben, ein paar gute geschälte Kartoffeln. Als ihr Vater eintraf, brauchte er bloß den köstlichen Duft zu riechen, um zu begreifen, dass sie den ganzen Tag am Herd verbracht hatten. Wie sehr er sich gewünscht hatte, dass sie mehr Zeit damit verbrächten, das Essen zu genießen, anstatt es zu kochen! Doch seine Proteste fielen nicht auf fruchtbaren Boden. Und obwohl er sich bewusst war, dass es nicht der Etikette entsprach und nicht standesgemäß war, wenn sie sich so lange in der Küche aufhielten, brachte er es nicht übers Herz, es ihnen zu verbieten. Er genoss ihre Gerichte, und im Laufe der Jahre hatte er sich derart daran gewöhnt, dass er es vermisst hätte, wenn sie nicht gekocht hätten. Dennoch äußerte er immer wieder und scheinbar verärgert, dass er nicht damit einverstanden war:

»Habt ihr schon wieder gekocht ...«

»Es wäre schlimmer, wenn das Ergebnis ungenießbar oder gewöhnlich wäre«, hatte ihre Mutter gesagt, während Clara ihm einen Kuss gegeben und ihm zärtlich in die Wange gekniffen hatte.

Und das war nun wirklich nicht der Fall. Nach sechsundzwanzig Jahren Ehe hatte ihr Vater einen derart feinen Geruchssinn entwickelt, dass er in der Lage war, vom Salon aus ihre Gerichte allein am Duft zu erkennen: Fleischeintopf, Stockente mit Quitten, eingelegtes Spitzbein vom Schwein, gebratene Meerbrasse,

Tortilla, Eintopf mit Kichererbsen und – natürlich – mit viel Fleisch, Schinken und Wurst. Wenn er dieses Aroma roch, zeigte sich ein Lächeln auf seinem Gesicht, und es fiel ihm sichtlich schwer, ernst zu bleiben. Der Arme hatte den Vorwurf kaum ausgesprochen, da sah er sich dem eindringlichen, klaren Blick seiner Frau gegenüber.

»Dem bist du nicht gewachsen, Vater«, hatte Clara dann wie so oft gesagt.

Dennoch versuchte Armando Belmonte es immer wieder. Dabei war Clara zu der Überzeugung gelangt, dass es ihm hauptsächlich darum ging, seine eigenen Ängste zu besänftigen. Er hatte sich selbst gesagt, dass er in der Familie den Standpunkt der Vernunft vertreten müsse, wenn er in seinem Innersten auch gar nicht wollte, dass seine Frau der Küche fernblieb. Denn er wusste, dass sie dies äußerst unglücklich gemacht hätte, genau wie Clara, und in keinem Fall wollte er der Schuldige an einer solchen Tragödie sein.

Clara erinnerte sich noch gut, wie er sie an jenem Tag zum Lächeln gebracht hatte, als er nach dem ersten Löffel gefragt hatte, wie es ihr gelungen sei, einen derart intensiven Geschmack zu erzielen. Sie hatte daraufhin geantwortet, dass dies unter anderem den Kartoffeln zu verdanken sei. »Gütiger Gott, meine Liebe!«, hatte er überrascht ausgerufen. »Und dann überlässt man diese Knolle den Schweinen zum Fraß?«

Der Gedanke an jenen Mittag war eine der letzten glücklichen Erinnerungen, die Clara an diese Zeit hatte. Wenig später hatte Venancio, ihr Majordomus, das Schreiben von Don José von Grimaldo überbracht, in dem der Kriegsminister ihren Vater aufforderte, aufseiten der bourbonischen Truppen am Krieg teilzunehmen. Und daran zu denken, rief Clara weitere entmutigende, bittere und schmerzhaftige Dinge in Erinnerung. Daher bewahrte sie diese glückliche Szene sorgsam im Gedächtnis, um

sie heraufzubeschwören, wenn ihr danach war. In den meisten Nächten, wenn die Trauer sie überfiel, versuchte sie, dem zu widerstehen, und verdrängte derartige Gedanken. Bei anderen Gelegenheiten jedoch, wenn sie nicht so willensstark war und sich wehrlos fühlte, bemühte sie sich, dieses Bild bis ins letzte Detail auszukosten. Dann zog sie sich in ihr Refugium zurück und atmete in der Erinnerung jene Düfte nach Rosen- und Lavendelöl des teuren Parfüms ihres Vaters tief ein, das ihm einer der adligen Herren geschenkt hatte, mit denen er nun gemeinsam begraben war.

11. Oktober 1720, am Mittag

Diego saß seit dem frühen Morgen im Sattel. Dies tat er regelmäßig, um seinen überbeanspruchten Geist zu erfrischen, und mehr noch in diesen Tagen, in denen er so düsterer Stimmung war. Er beklagte sich ständig, und um nicht in eine noch schlimmere Apathie zu verfallen, hatte er sich die Post angesehen, die am Morgen aus Madrid eingetroffen war. Dabei hatte er die Schuldscheine nicht weiter beachtet und seine Aufmerksamkeit auf den Brief seiner Mutter, Doña Mercedes, konzentriert. Nachdem er diesen im Ärmelaufschlag seines Gehrocks verborgen hatte, hatte er das Anwesen verlassen, um sich nicht gegenüber seinem Bruder oder einem Mitglied der Dienerschaft rechtfertigen zu müssen. Auch wenn der Herzog von Castamar den Schmerz über den tragischen Tod seiner über alles geliebten Ehefrau im Lauf der Zeit zu ertragen gelernt hatte, geriet er in den Tagen, in denen sich Albas Ableben zum neunten Mal jährte, in eine gereizte und überempfindliche Stimmung. Und er kannte sich selbst gut genug, um zu wissen, wie leicht er unter diesen Umständen einen seiner Wutanfälle bekam und ungerrecht wurde.

Er erreichte einen der Hügel, die zu seinem Landbesitz gehörten, und bewunderte die Ausdehnung seines Anwesens, das im Osten von den Bergen Boadillas und im Norden vom Majorat Alarcón und dem Ort Pozuelo begrenzt wurde. In der Ferne, jenseits des verschleierten Horizonts, verbarg sich die Sierra de Guadarrama, die von den hohen Gipfeln von La Maliciosa, der Siete Picos und des Peñalara gekrönt wurde. Tief atmete er die reine Luft ein, die aus dem Gebirge heranwehte.

»Der Winter ist nicht mehr fern«, sagte er sich. »Eine weitere Jahreszeit ohne sie, Diego.«

Er wendete sein tänzelndes Pferd mit dem bernsteinfarbenen Fell und erblickte das erhabene Gebäude Castamars sowie in einiger Entfernung Madrid mit dem Alcázar und daneben den Fluss Manzanares. Dahinter, jenseits des Horizonts, verbargen sich Guadalajara, Brihuega und Villaviciosa de Tajuña.

»Viele gute Männer von beiden Seiten sind dort gestorben«, dachte er.

Der Krieg war ein Monster, das imstande war, alles mit sich zu reißen, einschließlich der Ehre und der Würde, wenn man sich gehen ließ. Nach der Schlacht von Villaviciosa hatten die Truppen des Erzherzogs unter dem Befehl des Österreichers Graf Guido von Starhemberg, der das Oberkommando über die österreichische Armee innehatte, große Verluste zu verzeichnen, sodass sie sich zum Rückzug gezwungen sahen. Ihre Rückkehr nach Katalonien war nicht leicht gewesen, da sie unentwegt bedrängt wurden, und drei Jahre später hatten sie schließlich auch Barcelona aufgegeben. Über diesen Sieg konnte Diego sich jedoch niemals freuen, da genau im Jahr von Villaviciosa, am 2. Oktober 1711, seine Frau, vom eigenen Pferd zerquetscht, ihr Leben verloren hatte. Der König war damals überaus verständnisvoll gewesen und hatte seinem Ansinnen, sich aus dem aktiven Kriegsdienst zurückzuziehen, stattgegeben.

»Wenn ich dich in diesem Zustand in den Kampf ziehen lasse, erreiche ich nur, dass du getötet wirst, mein lieber Cousin«, hatte er gesagt.

Gründe dafür gab es genug. Die Zeit, in der er König Philipps Schutzschild gewesen war und die auf ihn verübten Attentate vereitelt hatte, lag lange zurück. Er erinnerte sich noch gut an den Tag, als er im Frühstücksfleisch Seiner Majestät eine kleine Phiole mit Gift entdeckt hatte. Die als Kammerdiener verkleideten Mörder waren von seinem Schwert und denen seiner Männer auf der Stelle hingerichtet worden. Einige Tage später hatte sich dann herausgestellt, dass Beltrán Burgaleta, ein Offizier seines Korps, sich hatte bestechen lassen und den Tätern Einlass gewährt hatte. Dieser Erfolg und einige weitere hatten Diego den Beinamen »Der beste Degen Spaniens« eingebracht. Er hatte dem jedoch niemals allzu große Bedeutung beigemessen.

Ja, Seine Majestät hatte weise gehandelt, als er ihm nach Albas Tod den Rückzug gestattet hatte. Denn seit er seine geliebte Ehefrau verloren hatte, war er nur mehr ein Schatten seiner selbst. So hatte er sich, ein gebrochener Mensch, in den letzten neun Jahren mühsam durchs Leben geschleppt.

Nach der Tragödie hatte er sich auf seinem Anwesen vollkommen zurückgezogen und sogar die Besuche seiner besten Freunde Francisco Marlango und Alfredo Carrión ausgeschlagen. Auch dem guten Kaplan Antonio Aldecoa hatte er den Zutritt verwehrt, und bis heute hatte er trotz der Hartnäckigkeit des Priesters und seines Bruders nicht mehr am Gottesdienst teilgenommen. Er hatte mehr als die Hälfte der Dienerschaft entlassen; hatte mehrere Räumlichkeiten verschlossen, einschließlich des Gemachs seiner Frau, genau wie die Landgüter in Andalusien, seine Häuser in Madrid und Valladolid und alle anderen Besitztümer. Er hatte sich aus dem königlichen Dienst zurückgezogen, und nur seinem Bruder und seiner Mutter war